

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 44 (1957)
Heft: 11: Vom Schaffen des Katholischen Lehrervereins der Schweiz und vom diesjährigen Tagungsort Rapperswil am Zürichsee

Artikel: In Rapperswil : eine Stunde Aufenthalt
Autor: Bächinger, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-535010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rückt der Stadtmauer immer näher, auf deren Kante das Seil sich heiß reibt. Jetzt wird's auf der Stadtmauer lebendig. Schüsse fallen und fahren in das Durcheinander auf dem «Bären». Von drei Schwyzern, welche an einem vor dem Floß eingestemmen Balken verzweifelt arbeiten, fällt einer aus einer Handbüchse angeschossen kopfüber in den See, ein anderer wird am Arm schwer verwundet. Im Wehrgang lärmten und spotten die Rapperswiler mit dem Empfang, den sie dem «Bären» an der Stadtmauer bereithalten. Eine Frau mit wild zerzaustem Haar beugt sich über die Brüstung und droht den Eidgenossen mit einer schweren Pfanne siedenden Wassers. Ital Reding erteilt in größter Aufregung seine Befehle.

Der Zug am Floß gibt für einen Augenblick nach, wird aber sofort wieder stärker als zuvor. Die Rapperswiler Mannschaft hinter der Mauer muß sich abgelöst haben. Ein neuer Ruck packt den «Bären».

Jetzt drängt sich Heini nach vorne im Floß und stößt einige Männer zur Seite. Er steckt sich sein Kurzmesser quer in den Mund, greift nach der Eisenkette und hangelt daran empor bis zur Ansatzstelle des Seiles. Kugeln pfeifen um seinen Kopf und schlagen hinter ihm ins Floß ein. Er greift mit der Rechten zum Messer und macht sich daran, das dicke Seil zu durchschneiden. Ein lauter Befehl treibt die Rapperswiler zu äußerster Kraft an. Das Seil girrt und pfeift auf der Mauerkante, Flocken fliegen auf. Heinis Messer frißt sich in größter Hast stöhnend durch den starken Hanf.

Heini ist eben daran, das letzte Drittel des Seiles zu durchschneiden, da kracht ein Schuß. Der Körper des jungen Kriegers zuckt zusammen. Im gleichen Augenblick zerreißt oben auf der Mauer das sich heißgeriebene Seil. Heini fällt mit Kette und Seil dumpf aufklatschend ins Wasser. Hinter der Mauer toben und heulen die Rapperswiler wild durcheinander.

Ital Reding wirft sich in vollem Harnisch vom Floß in den See und greift nach Heini, um den sich das Wasser rot färbt. Kriegsknechte reichen dem Hauptmann eine Stange. Der Verwundete wird aufs Floß gezogen. Ital Reding befiehlt den Rückzug. Er beugt sich zu Heini nieder, in dessen Antlitz schon die Totenblässe einzieht. Die Kugel hatte ihm die Schlagader am Halse aufgerissen.

Heini schlägt nochmals die Augen auf, und Hauptmann Reding flüstert ihm zu:

«Heini, verzeih mir! Du warst der Treueste der Treuen.»

Ein dankbarer Blick trifft den Hauptmann Ital Reding.

In Rapperswil: Eine Stunde Aufenthalt

Kleines Vademecum für Lehrer, die mit ihrer Klasse Rapperswil besuchen, geschrieben von Konrad Bächinger.

Wir beginnen unsern Rundgang am Bahnhof, streifen durch die Altstadt und steigen den Herrenberg zum Schloß hinauf. An verschiedenen Punkten wollen wir stillestehen, um anhand der Gebäude oder anderer Zeugen aus alter Zeit die Geschichte des Städtchens kennenzulernen. (Planskizze Seite 291.)

Vom Bahnhof wandern wir gegen den See und gehen unter den Kastanienbäumen des Quais zum *Endingerplatz*. Wir stehen nun auf jenem Boden, der in Rapperswil zuerst besiedelt war: Hier standen Fischerhütten, und von hier aus stach die Fähre in den See, bevor die Brücke gebaut wurde.

Brun brennt die Stadt nieder

Beim *Curtibaus* sehen wir uns das *Fresko links* an (Abb. 1). Es zeigt die Brandschatzung Rapperswils durch Zürcher unter Rudolf Brun: Zürcherische Reiter treiben die Bewohner aus den Gassen. Aus den Häusern qualmt Rauch, Feuer steigt zum Himmel empor. Es ist Winter, wenige Tage vor Weihnachten 1350.

Wir erzählen:

Als in der Stadt Zürich Brun zur Macht kam, suchten die verjagten Räte in Rapperswil Schutz. Von hier aus sann sie nach Rache. Man kam auf den Gedanken, nachts in Zürich einzudringen, um



Abb. 1: Fresko am Curtihaus. Rudolf Brun verjagt die Einwohner Rapperswils vor Weihnachten 1350 und läßt die Stadt niederbrennen.

fenen Krieger, ein wirres Durcheinander entstand. Aus den Fenstern warfen die Frauen brennende Scheiter und siedendes Wasser auf die Rapperswiler, von denen nur wenige fliehen konnten. Der Graf wurde gefangengenommen und in den Wellenberg gesperrt. Die andern Gefangenen wurden enthauptet oder lebendig mit geknickten Knochen auf ein Rad geflochten.

Schon fünf Tage nach der Zürcher Mordnacht marschierte Brun mit seinen Kriegsleuten nach Rapperswil, denn er wollte Rache nehmen. Die Rapperswiler mußten die Stadt nach drei Tagen übergeben. Doch damit nicht genug: Mitten im Winter 1350 zog Brun mit seinem Kriegsvolk nochmals gegen Rapperswil. Zuerst wurde alles ausgeplündert. In den Stuben schlugen die Soldaten alles kurz und klein. Das Volk wurde auf den Hauptplatz getrieben. Dort saß Brun hoch im Sattel seines Pferdes und befahl: «Soldaten! Sucht sechzig Männer als Geiseln aus, bindet sie und führt die Bande in meine Gefängnisse nach Zürich! Sollte je ein Rapperswiler sich für den heutigen Tag rächen, so werden diese Geiseln ihren Kopf lassen müssen. Das übrige Volk treibt ihr ins Riet hinaus, damit wir die Stadt dem Erdboden gleichmachen können.» Das arme Volk: Greise, schlotternde Kinder, Mütter mit dem Kleinsten

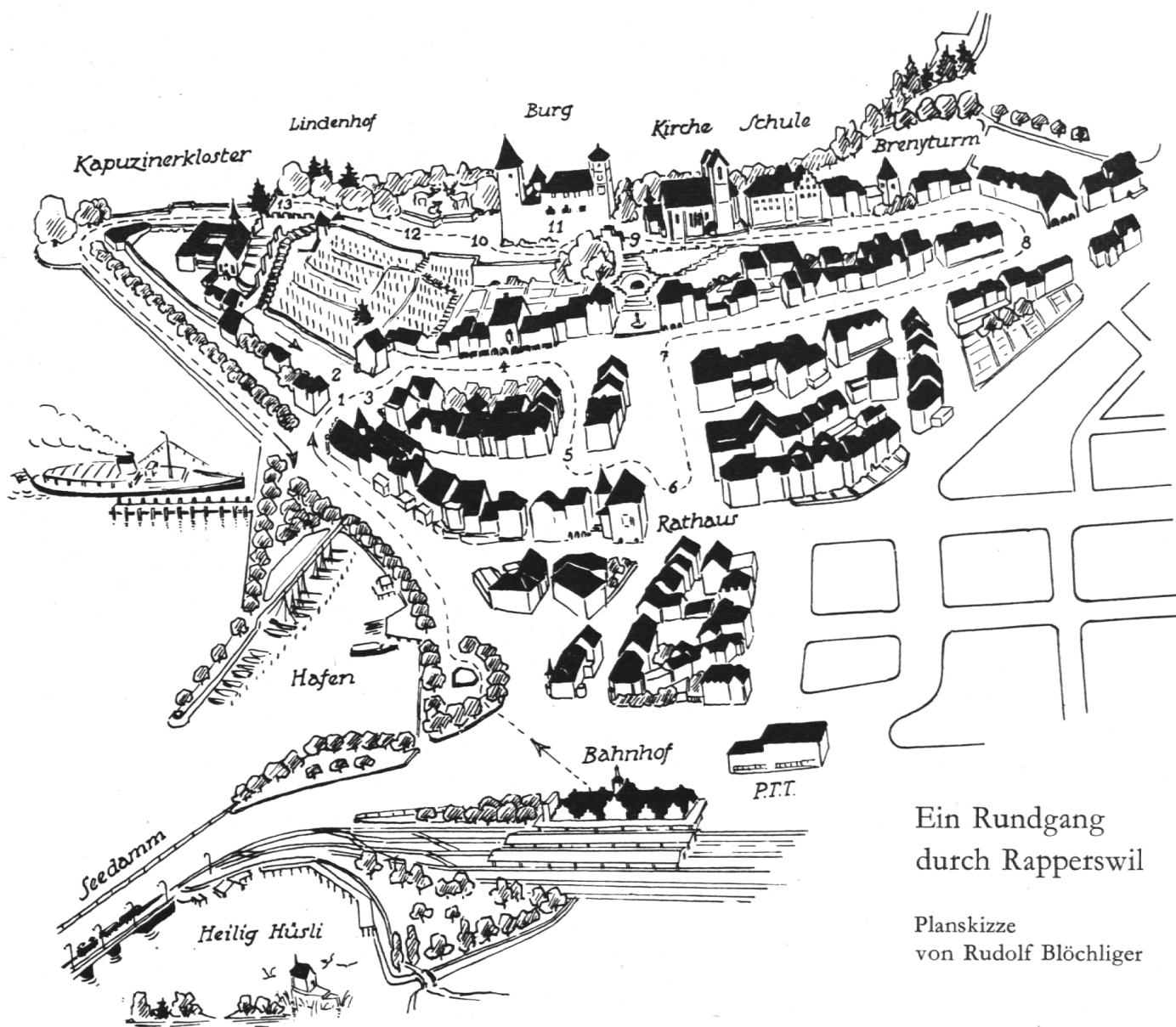
Brun im Schlafe zu überfallen und zu töten. In Pilgergewändern verkleidet, wanderten die Zürcher Räte mit vielen Rapperswilern nach Zürich. Gegen Abend des 23. Februars 1350 hatten sich rund 700 Männer in der Limmatstadt eingeschlichen. Auch der Rapperswiler Graf Johann war unter ihnen. Der Torwächter war mit schönen Geldern bestochen worden, damit er nachts die Tore für weiteres Kriegsvolk öffnete.

In der Zunftstube der Bäcker waren die Rapperswiler Anführer beisammen und berieten bei flackerndem Lampenschein und bei geschlossenen Türen und Fenstern, wie sie am besten losschlagen könnten. Niemand aber ahnte, daß der Bäckerjunge, der auf der Ofenbank «schlummerte», ein Spion für Brun war. Er tat, als ob er schlief, hörte aber den Verhandlungen der Rapperswiler eifrig zu, erhob sich dann und ging unbemerkt zur Türe hinaus. Er rannte zu Brun und verriet dem Bürgermeister den ganzen Überfallsplan.

Daraufhin ließ Brun die Sturmglocken läuten. Schnell strömte alles auf die Gassen, wo sofort ein furchtbarer Kampf zwischen den Rapperswilern und den Zürichern entbrannte. Wilder Lärm tobte, Schwerter klirrten, man hörte Schreie der getrof-

Abb. 2: Die Rapperswiler schwören zur Eidgenossenschaft. Fresko am Curtihaus.





Ein Rundgang durch Rapperswil

Planskizze
von Rudolf Blöchliger

auf dem Arm, sie alle wurden in die Kälte getrieben. Ihre Väter wurden weggeführt. Bald loderten die Flammen aus den Häusern der Stadt. Firste und Balken krachten zusammen. Die Stadt lag in Schutt und Asche. Und in dieser elenden Not wurde es Weihnachten.

Die Rapperswiler werden Eidgenossen

Auf dem *Fresko rechts* ist die Aufnahme der Rapperswiler in den Bund der Eidgenossen (1458) dargestellt (Abb. 2).

Rapperswil war von Graf Rudolf I. gegründet worden. Als dieses Geschlecht ausstarb, kam die Stadt unter österreichische Herrschaft. Gegen die Eidgenossenschaft bildete nun das befestigte Rapperswil ein Bollwerk. Das war der Grund, warum die Stadt mehrmals Kriegsschauplatz wurde. Allen Entbehrungen zum Trotz hatte Rapperswil

alles getan, was Österreich forderte. Doch diese Treue wurde nicht belohnt. Als die Rapperswiler Kaiser Friedrich nach dem Zürcherkrieg baten, er möchte ihnen etwas an die hohen Kriegskosten bezahlen, hatte er kein Gehör. Österreich ließ die Rapperswiler regelrecht im Stich.

Seither dachten kluge Bürger, es wäre wohl besser, sich an die Eidgenossenschaft anzuschließen. Die alten Feinde würden so zu Freunden, und das Kriegen nähme vielleicht ein Ende. Bürger, die so dachten, nannte man die «Türken».

Es gab aber im Städtchen auch Leute, die trotz allem zu Österreich hielten. Sie sagten sich: «Wir bleiben wie bisher dem Kaiser treu. Wir wollen keine Freundschaft mit denen, die uns schon so oft belagert haben. Dem Kaiser haben wir den Eid geschworen, den müssen wir halten.» Bürger, die so dachten, nannte man die «Christen».

Daß die «Türken» kein ungestörtes Leben mehr hatten, versteht sich. Der Vogt auf der Burg suchte sie einzuschüchtern, indem er vier von ihnen ins Gefängnis steckte und in der Stadt einen ihm wohlgesinnten Rat einsetzte. Das stärkte die Partei der eidgenössisch Gesinnten.

Man schrieb das Jahr 1458. Es war ein herrlicher Herbsttag, der sich schon gegen den Abend neigte. Die untergehende Sonne begann goldene Strahlen über das Städtchen am See zu gießen, und die nahen Glarner Berge leuchteten im Abendglühn. Vor den Toren der Stadt begehrten Eidgenossen um ein Nachtlager und um ein Essen. Es waren die Leute aus Uri, Schwyz und Unterwalden. Sie kamen aus dem Thurgau. In Konstanz war nämlich ein Schützenfest gewesen. Ein Bürger jener Stadt sollte mit einem Luzerner um Plapparte (Münzen) schießen, und er nannte dieses Geldstück abfällig einen «Kuhplappart». Das erboste die Eidgenossen derart, daß man auf den Rat der Luzerner gleich mit 4000 Mann nach Konstanz zog, um sich wegen der Schmähungen zu rächen. Die Konstanzer wurden von der Angst erfaßt, als die gefürchteten Eidgenossen anrückten, und schickten Boten mit 3000 Gulden entgegen, um die Schmähworte zu sühnen. Ein Verwandter des Spötters zahlte zusätzlich auch noch 2000 Gulden. Damit gaben sich die Eidgenossen zufrieden und zogen heim.

Und nun standen sie vor den Toren Rapperswils. Die «Christen» wollten das Essen vor den Mauern geben. Die «Türken» aber öffneten sofort die Zugänge zur Stadt, und die Eidgenossen kamen als Freunde zum erstenmal in die Gassen herein, von den Rapperswilern mit tausend Freuden begrüßt. Da lud man ein paar Urner zum besten Essen in die Stube ein; dort stellte man einigen Unterwaldnern eine ganze Speisekammer zu Verfügung. In den Kellern tranken sich Schwyzer und Rapperswiler Stimmung und Freundschaft an. Und auf beiden Seiten erwachte der Wunsch, diese Freundschaft möge immer bleiben.

Der Schultheiß und der Rat saßen mit den Hauptleuten der Eidgenossen zusammen, plauderten über den Plappartkrieg und lobten die Tapferkeit und den Mut, die allein aus dem Willen zur Freiheit wachsen konnten. Als man auf die Zukunft Rapperswils zu reden kam, hieß es gleich: «Frei wie die Eidgenossen möchten wir sein. Könnten

wir die Freundschaft dieses Abends nicht mit einem Bunde mit euch auf ewig verlängern?»

Der Vorschlag kam den Eidgenossen gelegen. Eine so mutige Stadt war im Bunde willkommen. Diese frohe Nacht riß die Kette, welche Rapperswil zu Österreich band, entzwei, und die Bürger Rapperswils erklärten sich für die Zukunft als eidgenössisch. Das geschah am Sonntag nach Matthäus im Jahre 1458. Der Gehorsam an Österreich wurde zwei Jahre später gekündigt. Im Jahre 1464 kam ein Schirmbrief zustande, welcher der Stadt die größten Freiheiten zusicherte, die sie je besaß.

Das Bild zeigt, wie die Rapperswiler zur Eidgenossenschaft schwören. Auf freiem Felde nimmt ein rot-weiß gekleideter Standesvertreter den Rapperswiler Bürgern rechts im Bilde den Treueid ab.

Die Belagerung durch Werdmüller

Vom gleichen Platz aus sieht man noch ein weiteres Mahnmal, das an eine kriegerische Auseinandersetzung mit Zürich erinnert: An der Front des *Hinterhauses zum Hotel Schwanen* erkennt man vier in die Mauer eingelassene Steine (Abb. 3).

Als in Arth protestantische Leute verfolgt und gefoltert wurden, rüstete sich Zürich zum Kampfe gegen das katholische Land Schwyz. Um dieses Gebiet besser angreifen zu können, mußte zuerst Rapperswil erobert werden. «Gott strafe mich, wenn ich in vierundzwanzig Stunden nicht in Rapperswil zum Fenster hinausschaue!» prahlte General Werdmüller, als er gegen Rapperswil ritt. Zweimal schickte er Boten in die Stadt mit dem Aufruf, die Rapperswiler möchten die Stadt doch ohne Kampf, der ohnehin aussichtslos für sie sei, übergeben. Doch höhnisch wurden diese mit den Worten: «Wir sind bereit, Gut und Leben einzusetzen. Erspart euch die Mühe, nochmals Boten zu schicken!» abgewiesen.

Nun begann die Belagerung. Die Stadt wurde mit Steinen von fünf bis neunzig Pfund Gewicht beschossen. Mauerbrecher versuchten Breschen zu schlagen. Die Rapperswiler schlugen täglich das Eis im See ein, um mit Schiffen von Schwyz her Proviant zu bekommen. Doch gelang es den Zürchern, eine Bresche in die Mauern zu schlagen. Die Rapperswiler verrammelten das innere Halstor. Der Kugelregen ging weiter. Ein Geschichtsschreiber berichtet, daß Balken, die zur Verstär-

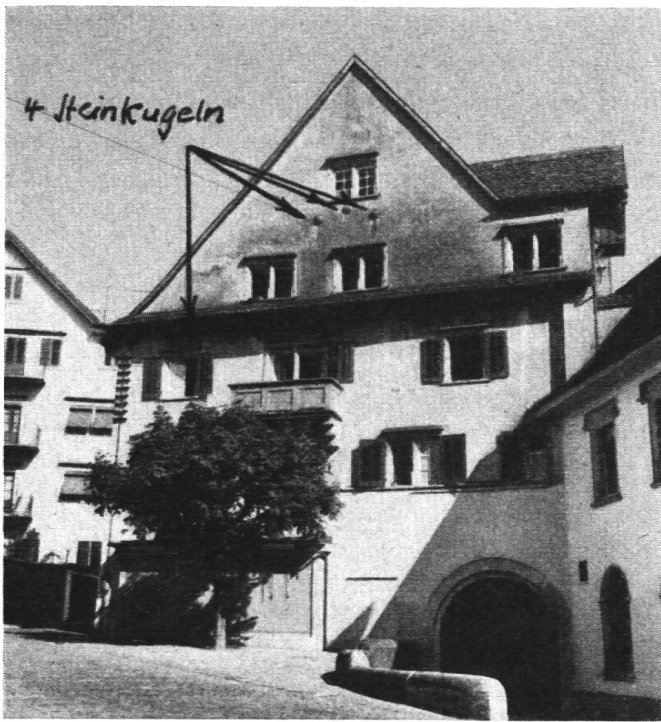


Abb. 3: Der alte «Schwanen» am Endingerplatz. Die Pfeile zeigen die in die Mauer eingelassenen vier Steingeschosse aus der Belagerung durch Werdmüller vom Jahre 1656.

kung der Mauern herangetragen wurden, aus den Händen geschossen wurden. Aber Rapperswil gab nicht nach. Werdmüller hatte sich an der kleinen, tapferen Stadt verrechnet. Die Zürcher mußten abziehen. Im Klostergarten stieg ein Rapperswiler auf den höchsten Baum und blies zum Hohn ein Alphorn. In einem Gedicht goß man den Spott über Werdmüller aus. Ein kleines Münsterchen aus dem 22strophigen Gedicht:

Neun Wochen lang, sambt sein Anhang
Hat er sich also grissen,
Daß etlich mahl, ein große Zahl
In's gfrorne Gras gebissen.

Es kratzt im Kopf der arme Tropf
Der Damen Unwerdmüller,
Weil er schabab, drum zeucht er ab,
Heimwärts sein Rad zu trüllen.

Die Faßnacht wendt sich zu dem Endt
Müller wilt Hochzeit machen,
So gang und schauw sonst umb ein Frauw,
Die thuot dich nur uslachen.

(Die Frau ist die Stadt, die Werdmüller gerne gehabt hätte. Die am alten «Schwanen» eingemauert-

ten steinernen Geschoßkugeln stammen aus der Belagerung durch Werdmüller im Jahre 1656.)

Der Geheimgang zur Burg

Nun wandern wir in die *Hintergasse* hinein. Dort stehen wir vor dem größten Haus mit dem zwei-stöckigen Erker still. In den «Bögen», den Lauben von Rapperswil, tummeln sich die Kinder. Uns interessiert die Dole vor dem Haus (siehe Pfeil am untern Bildrand von Abb. 4).

Ein Viertkläßler, der den Gang durchkraxelt hatte, schilderte sein Erlebnis wie folgt:

Eine große Stille herrschte in der Hintergasse. Nur ein paar wundrige Buben standen um eine Dole. Auch ich war dabei, denn wir Wunderfitzer wollten in den geheimnisvollen unterirdischen Gang hinuntersteigen. «Ich bringe die Dole einfach nicht auf», brummte einer. Nach langem Rütteln konnten wir sie endlich öffnen. «Ich gehe voraus!» meinte Miggel. Mit einer Taschenlampe und ein paar Kerzen wagten wir uns in den Gang hinein. Ich war der Zweitletzte. Langsam stieg ich die eisernen Treppen hinunter. Sie waren ganz rostig und naß. Auf einer Eisenröhre stiegen wir dann bald bergan. Nebenan war eine kleine Röhre, unter der ein Bächlein floß. Plötzlich schrie der Vorderste: «Achtung! Schlüpfrige Stelle!» Wir kamen nun an eine Stiege, die sehr

Abb. 4: Das «Bleulerhaus» an der Hintergasse mit dem schönen Doppelerker. Der Pfeil am unteren Bildrand zeigt den Dolendeckel, von wo aus der Geheimgang zum Schloß hinaufführt.



steil hinaufging. Es war sehr gefährlich, sie zu besteigen, denn sie war lottrig. Bald hielten wir ein zweitesmal an. Diesmal war es keine Stiege, sondern eine Eisenleiter, deren Sprossen naß und rostig waren. Langsam stiegen wir hinauf. Wenn da einer hinuntergestürzt wäre! Oh, das wäre schlimm gewesen. Bald kamen wir zu einer zweiten Leiter. Bei dieser stieg nur einer hinauf, denn wir sahen oben durch das Dolengitter schon den blauen Himmel. Oben konnte man nicht hinaus, weil das Eisengitter festgemacht war. Hätten wir dieses durchbrechen können, wären wir auf dem Lindenhof gewesen. Man konnte auch deutlich sehen, daß ein zweiter Notausgang zugemauert war. Vorsichtig stiegen wir wieder hinunter.

Als wir hinaustraten, war fast die ganze Hintergaßjugend versammelt. Wie ich aussah! Der Sonntagsmantel war ganz dreckig, Wasser tropfte von den Haaren. Gottlob war die Mutter nicht zu Hause. Ich schlich in die Küche und putzte den Mantel. Diesen Gang durch den geheimen Stollen werde ich nicht so schnell vergessen.

Peter Füglistner

Der Blick ins Mittelalter

Nun biegen wir in die Strehlgasse ein und tun bei Punkt 5 einen Blick ins *mittelalterliche Städtchen*

Abb. 5: Die Strehlgasse – ein Blick ins Mittelalter! Wohl einer der schönsten Winkel des Städtchens.



(Abb. 5). Hoch ragen die Häuser auf. Das Haus «Zum Hasen» schließt die Gasse ab. Der Zeiturm des Schlosses schaut hinunter in die Stadt. Er gibt dem Leben in der Gasse gewissermaßen den Pulsschlag. Ein Blick ins Mittelalter, nicht wahr!

Eis-zwei-Geißebei!

Bei 6 stehen wir vor dem *Rathaus*. Der 1419 erstmals genannte Bau diente einst als Eckturm in der Stadtbefestigung. In diesem Turm wohnte der Minnesänger Albrecht Marschall. Heute dient der stattliche Bau als Rathaus. Im Parterre sind die Büros der Stadtverwaltung untergebracht. Im ersten Stock befinden sich die Kanzlei der Burger und eine Wirtschaft, im zweiten der gotische Ratssaal und das mit herrlichen Wappenscheiben ausgestattete Richterzimmer, wo der Stadtrat seine Sitzungen abhält.

Der Rapperswiler Jugend ist dieses Rathaus vom «Geißebei» her zeitlebens in Erinnerung. Das «Geißebei» ist ein Brauch, der vermutlich auf die Zerstörung Rapperswils durch Brun zurückgeht. Als Andenken an jene Tage beschenkt man die Jugend von Rapperswil mit allerlei Eßwaren. Das geht so zu:

Jeden Fastnachtsdienstag sind die Herren im Ratssaal zu einem gemeinsamen Mittagessen beisammen. Wenn zum Schluß der Kaffee aufgetischt wird, ist es auf dem Hauptplatz räblich geworden, denn die Jugend, die aus allen Gassen und Winkeln auf den Platz geströmt ist, wartet ungeduldig, bis sich die Fenster öffnen. Um halb drei Uhr ist es dann soweit: Die Fenster am Rathaus öffnen sich wie auf ein Kommando. Und nun stimmt die große Schar auf dem Platze ein: «Eis-zwei-Geißebei! Eis-zwei-Geißebei!» Was diese Worte bedeuten, weiß man nicht. Immer stärker tönt es im Chor. Doch bevor der Segen auf die Kinder niederprasselt, ruft der Herr mit der lautesten Stimme aus dem Fenster: «Sind mini Buebe alli doooo...?» Vom Platze schallt es eines Sinnes hinauf: «Joooo! Eis-zwei-Geißebei! Eis-zwei-Geißebei!» Und nun regnet es Orangen und Bürli aus den Fenstern, ganze Säcke voll, Würste einzeln und in Kränzen. Die Buben und Mädchen recken die Arme hoch, schlüpfen zwischen den Beinen durch. Es werden die Sachen gepackt und gefischt und in die Taschen gestopft. Der Flinkere ist eben der Schnellere. Die



Abb. 6: «Eis-zwei-Geißebei!» Die Herren werfen von den Rathausfenstern aus Bürli, Servalats und Orangen der Jugend zu. Buben versuchen, den an einer Schnur zappelnden Lebkuchenmann zu erwischen.

großen Buben sind im Vorteil; sie schnappen den Kleinen die Sachen weg. Aber was macht's, schließlich werden auch die Kleinen einmal größer, und die, welche vor Jahren die Großen waren, stehen dann sinnend am Rande des Geschehens. Lustig wird es, wenn der große Lebkuchenmann an einer langen Schnur heruntergelassen wird. Flink klettern die Buben an der Mauer hinauf oder nehmen einander auf die Achsel. Und nun baumelt der Kuchenmann hin und her, nach oben, nach unten. Hoppla, dort hat einer ein Bein erwischt und ausgerissen. Doch der Kuchenmann lacht weiter, denn sein Mund ist aus Zucker und kann nur süß sein. Und er zappelt weiter, bis die Buben ihm die Arme ausgerenkt, den Bauch zerbrochen und den Kopf vom Rumpfe getrennt haben. Dann lacht der Kuchenmann in einem Bubensack fröhlich weiter, sofern er nicht in viele Stücke zerbrochen ist (Abb. 6).

Nach einer halben Stunde versiegt der Segen. Fen-

ster um Fenster schließt sich. Die viel tausend Orangen, Bürli und Servalats sind in den Säcken verstaubt. Die Jugend strömt heimzu: Die Großen mit vollen, die Kleinen mit leeren Säcken. Und in manchen Familien soll man für Tage mit Brot und Wurst versorgt sein.

Die Sage von der Stadtgründung

Nun wandern wir den *Hauptplatz hinauf bis zur Stiege*. Wie geschlossen übrigens dieser Platz wirkt! Die Häuser stehen in hübschem Kreis um den Platz. Nur das Rathaus steht gewichtig etwas vor, als ob es den andern zu befehlen hätte. Bevor wir bei der Stiege rechts in die Kluggasse verschwinden, stehen wir beim Frauenhof still und sehen uns das *Haus Simon mit dem Fresko der Stadtgründung* an (Abb. 7).

Eines Tages zog Rudolf I. mit seiner Gemahlin und vielen Knechten auf die Jagd in die Gegend des heutigen Rapperswil. Bald spürten die Hunde eine Hirschkuh auf und hetzten sie auf den reich bewaldeten Endingerhügel. Die Jagdleute setzten ihr nach und sahen, wie die Hindin ängstlich in einer Höhle, in der zwei Junge kauerten, Schutz suchte. Die Gräfin hatte Erbarmen mit den armen Tieren und bat ihren Gemahl, die Hirschlein nicht

Abb. 7: Das Fresko mit der Sage von der Stadtgründung am Haus links. Der Erker rechts ist neugotisch.



mehr länger zu verfolgen. Darauf ließ der Graf die kläffenden Hunde wegführen (links im Bilde dargestellt). Das Grafenpaar setzte sich in der Nähe der Höhle, um sich auszuruhen. Da geschah etwas Eigenartiges: Die Hindin kam aus der Höhle herfür und legte ihren Kopf der Gräfin in den Schoß. (Lies im Bilde den Text «und kam die hinde herfür und lag der Frawen in ihr Schoß».)

Auf diese Art wollte die Hirschmutter wohl für das gerettete Leben danken. Als der Graf dies sah, sprach er: «Ich will für die Hirschlein sorgen.» Er ließ die beiden Jungen hinunterführen zum Schiff, das in der Endingerbucht lag. Die Hindin folgte ihnen auf dem Fuße. Da nahm der Graf alle drei Tiere mit aufs Schiff, fuhr über den See nach Altendorf und gab ihnen bei seiner Burg Alt-Rapperswil ein Gehege. Der Ort, wo die Hindin ihre Höhle hatte, schien dem Grafen für einen sonni-geren, aussichtsreicheren Wohnsitz günstig zu sein. Schon am andern Tag schickte Rudolf I. Bauleute über den See, die dort den Wald rodeten für Burg und Stadt Neu-Rapperswil.

Soweit die Sage. Die Geschichte ist nicht so einfach. Man kennt nicht einmal sicher das Jahr der Stadtgründung. Erstmals wurde Rapperswil 1229 in einer Urkunde erwähnt. Die Rapperswiler waren eine sehr reiche Familie, deren Name vermutlich auf den Alamannen Ratprecht zurückgeht. Sie besaßen ein Land, das heute einige Kantone umfassen würde, vorab rund um den Zürichsee und im Urnerland. Der Grafenfamilie war die Burg Alt-Rapperswil (bei Altendorf) zu eng, zu schattig geworden. Der Sitz wurde darum nach Neu-Rapperswil verlegt. Weitere Gründe sind:

1. Die Herrschaft war von Neu-Rapperswil viel besser zu überblicken.
2. Von der neuen Burg aus konnte man jeden anrückenden Feind sehen und gut bekämpfen, da auf drei Seiten der See lag.
3. Neu-Rapperswil lag im Schnittpunkt der Verkehrsstraßen Zürich–Chur und Rhein–Gotthard und versprach, ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt zu werden, dessen Beherrschung dem Grafen wichtig schien.

Bevor wir weiterwandern, sehen wir uns *die Madonna am Eckhause* «Zum Frauenhof» an. Sie stammt aus dem Mittelalter. In den Falten des Gewandes kündigt sich bereits das Barockzeitalter an. Die Renovationsdaten nebenan zeugen von einer ganz besonderen Liebe zum Haus. Und nun treten wir

hinein in die Kluggasse, die immer enger wird, zuletzt so eng fast wie ein Italiener Gäßchen, und erreichen durch die schmale Halsgasse den *Engelplatz*.

Die durstigen Eidgenossen

Im Hause zum «Sternen» (Abb. 8) geschah 1388 die Geschichte mit den durstigen Eidgenossen:

Nach dem Siege der Glarner bei Näfels sollte nun auch Rapperswil büßen, weil es den Österreichern geholfen hatte. Die Zürcher waren Bundesgenossen der Glarner und zogen auch gegen Näfels, um Hilfe zu leisten. Aber sie kamen zu spät. In Richterswil vernahmen sie, daß die Schlacht schon vorbei sei. Ohne Kampf wieder umkehren wollten sie nicht. So faßten sie den Plan, Rapperswil zu erobern. Dies schien ihnen schon darum günstig zu sein, weil die besten Rapperswiler in Näfels tot auf dem Schlachtfeld blieben. Nachdem die Zürcher aus ihrer Stadt noch Belagerungswerkzeug und weiteren Zuzug erhalten hatten, zogen sie vor das wohlbefestigte Städtchen Rapperswil. Es war am 13. April 1388.

Der Anführer der Rapperswiler, Peter von Thorberg, sammelte seine Krieger, um ihnen die ernste

Abb. 8: In diesem Hause kehrten im Jahre 1388 die durstigen Eidgenossen zur «Selbstbedienung» ein.



Lage zu erklären: «Wir sind unser siebenhundert Mann. Die Zürcher vor den Toren sind in Übermacht. Habt Mut, so wird Gott mit uns sein!» Und er verteilte die Soldaten auf die Stadtmauern und die Tore.

Noch am gleichen Tage setzten die Zürcher zum ersten Sturm an. Sie karrten die Katzen (Mauerbrecher) heran, und fürchterlich donnerten die Keile gegen die Mauer. Marmorkugeln flogen in die Gassen und richteten da und dort beträchtlichen Schaden an. Wurfmaschinen schleuderten große Steine über die Mauer. Soldaten rannten mit Äxten gegen die Tore, um sie zu brechen. Aber der Sturm mißlang.

Am nächsten Morgen erspähten die Wächter Rapperswils, daß die Zürcher Hilfe erhalten hatten. Es waren die Glarner, welche die ganze Nacht herbeigeeilt waren, um ihren Freunden zu helfen. Am folgenden Tag erschienen die Schwyzer, am nächsten die Zuger, dann die Luzerner, Urner und Unterwaldner. Am 28. April entdeckte man das Fähnlein von Bern und am 30. April sechzig Spieße von Solothurn. 6000 Mann lagen nun vor Rapperswil und versuchten die Stadt zu nehmen.

An den Mauern kämpften die tapferen Rapperswiler und wehrten die Angriffe ab. Siedendes Wasser und brausenden Kalk warfen die Frauen auf die nächsten Angreifer. Die Buben und Mädchen hoben Steine auf und schleuderten sie dem Feind entgegen. Auch die Gefahr von der Seeseite her wurde gebannt. Schiffe, die mit Harz und Schwefel zur Brandschatzung gegen die Stadt fuhren, wurden unter Feuer genommen.

Schon fast drei Wochen lang belagerten die Eidgenossen die Stadt. Aber der Einbruch gelang ihnen nicht. Da forderten sie eines Tages: «Gebt uns die Stadt, oder wir nehmen sie im allgemeinen Sturm. Dann aber werden wir niemanden mehr schonen. Wir werden die Stadt dem Erdboden gleichmachen. Wir geben euch Zeit bis morgen früh!»

Peter von Thorberg rief die Rapperswiler zusammen und zeigte ihnen den Ernst der Lage auf. Eine Übergabe würde wenigstens das Leben und die Stadt retten. Doch das Volk von Rapperswil wollte nichts von einer Übergabe wissen: «Jetzt haben wir 18 Tage lang gekämpft, ohne weichen zu müssen. Sollen wir jetzt unsere Ehre preisgeben und uns den Eidgenossen ergeben? Nie, nie, nie! Uns hilft Gott und unser starker Arm!»

Am folgenden Morgen begann der große Sturm um acht Uhr. Vom See her griffen beschirmte Schiffe an. Auf der Landseite wurden Mauerleitern angestellt, und die krachenden Mauerbrecher polterten unaufhörlich. Doch die Tore konnten nicht eingebrochen werden, da die Rapperswiler Erde und Steine davor angehäuft hatten. «Im Osten ist die Mauer geschwächt!» ertönte ein Ruf durch die Gassen. Wirklich, am Mittag waren beim Halsgaßtor beim «Sternen» sechzig Eidgenossen in den Keller gedrungen. Sie hielten den Sturm als gelungen und saßen frohgelaut um die Weinfässer. Die Hahnen wurden aufgedreht, und köstlicher Wein spritzte in die Helme, welche als Becher dienten. Herrlich kitzelte der gute Tropfen die heißen Gaumen. Bereits jodelten die Eidgenossen und stießen auf den Sieg an.

Aber diese Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Der Rapperswiler, dem der Keller gehörte, holte eiligst Hilfe. Dann öffnete er die Kellerdecke, und die Frauen warfen siedendes Wasser und feurige Asche hinunter. Ein Bursche brachte gar einen Bienenstock und schmetterte ihn auf die eingedrungenen Feinde. Steine kollerten auf die Köpfe der Eidgenossen, die den Keller stürmisch verließen und etliche Tote zurücklassen mußten.

Volle neun Stunden dauerte der allgemeine Sturm. Die Liebe der Rapperswiler zur Freiheit war stärker, und ihnen gebührte der Sieg. Abends fünf Uhr zogen sich die Eidgenossen mit griesgrämigen Gesichtern ins Lager zurück und schimpften einander an. Uneinig zogen sie am 2. Mai ab. Die vielen Toten führten sie auf Schiffen weg und begruben sie auf der stillen Ufenau. Beim Abzug sangen die Rapperswiler spöttisch:

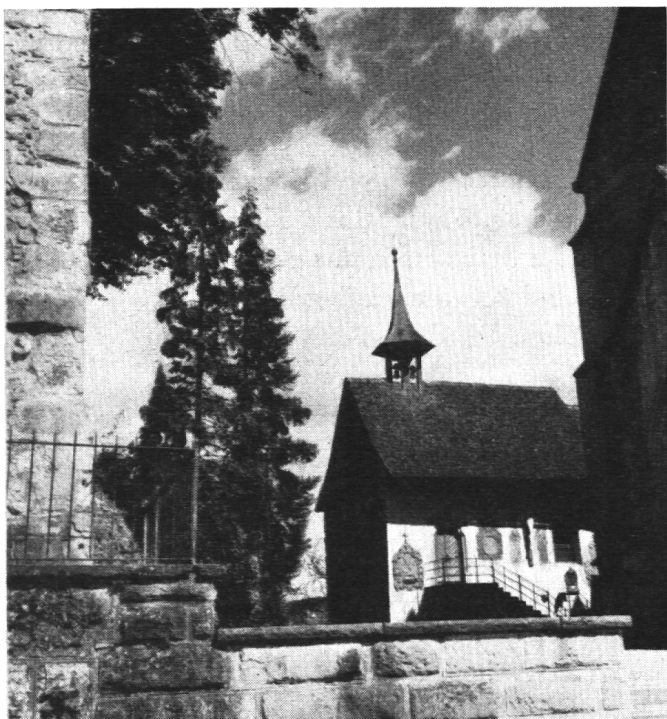
Ein altes Weib von Zürich schreit:
O weh, o weh, unser Katzen,
Die Mäus essen uns das Brot
Und Käs die großen Ratzen.
Nun will ich auf den Rüden gan
Und dort den Schweden klagen,
Warum sie uns die Katzen heigen g'lan
Zu Rapperswil im Graben.

Nun schreiten wir den *Herrenberg* hinan. Es ist der Berg, auf dem die Herren (Graf, Geistlichkeit) wohnten. Gleich rechts erkennt man bei der «Müsegg» noch ein Stück der alten Stadtmauer. Der Brenyturm mit dem Mauerstück ist auch noch ein Zeuge der alten Stadtbefestigung. Das folgende,

in reinem gotischen Stile erbaute Haus ist das Heimatmuseum. Vor der Kirche rechts sehen wir das in gotisierendem Stile erbaute katholische Primarschulhaus. Der schöne Riegelbau links gehört der Kirchgemeinde; es besteht aus drei Pfrundhäusern mit eigenem Eingang. Ein Blick zurück zeigt eine überaus reizende Partie: ein Stück verträumter Kleinstadtpoesie. Der Ritter an der Hausfront ist ein Johanniter. Das Haus gehörte diesem Orden, der in Bubikon eine Niederlassung besaß und durch diesen Hausbesitz in der Stadt Rapperswil auf dem Markte zugelassen wurde.

Wir schreiten nun weiter den Herrenweg hinan und stehen zwischen Schloß und Kirche still. Die *Pfarrkirche*, deren erster Bau im Jahr der Gründung der Eidgenossenschaft (1291) geweiht worden war, wurde nach dem Brand von 1882 in neugotischem Stil neu aufgebaut und neu ausgestattet. Nur die beiden Türme stammen noch aus dem Mittelalter, und zwar der kleinere Nordturm aus dem 14. und der größere Turm aus dem 15. Jahrhundert. Recht malerisch ist die *Liebfrauenkapelle* (Abb. 9). Wenn der Großvater seinem kleinen Rapperswiler Sprößling diese Kapelle zeigt, dann erzählt er gerne die folgende Sage:

Abb. 9: Ein hübsches Kleinod in der Rosenstadt: Die Liebfrauenkapelle zwischen Burg und Kirche. Sie stammt aus dem Jahre 1489.



Gspengster

Früener isch die Kapälle's Beihus gsi. E ganzi Biig Totchöpf sind det ufenand gläge. D'Türe zum Inegoh isch immer offe gsii. Chind und Großi sind mängmool det ine ggange.

Do hät ämool uf de oberschte Reie än Totchöpf afgange nei gnappe, wo amene Nomittag e paar Chind dine gsi sind. Eis hät das gseh und isch vor Angst use, de andere Lüt go rüefe. Wo die cho sind und ganz vorsichtig ine gange sind, hät de Chopf allewil noch gnappet. Z'letscht het eine Gurasch gha, got here und lupft dä Totechöpf uf. Do häts Nei-gnappe ufghört: Es isch e Muus dri igspeert gsi und natürlü drinine hi und her gumpet, wil sie use hät wele. 's Müsli isch furt und devoo, und i dem Beihuse ine isch wider Rueh gsi.

Bevor wir das Tor zum Burgzwinger durchschreiten, achten wir noch auf den kleinen Eingang rechts hinter der Graburne. Es ist *das Mannsloch*. Einst war hier ein Graben mit Zugbrücke. Kam ein Wagen, so wurde die große Brücke zum Tor niedergelassen. Kamen nur einzelne Personen, so genügte das «Mannstor». Im *Burgzwinger* sind aus Karrenfeldern der Alpen Steine hingesezt worden, die den Kindern Freude bereiten, weil sie ihrer Phantasie freien Lauf geben. Sie sehen in den Formen allerlei Tiere, so ein Kamel, einen Eisbären, eine Schildkröte und anderes mehr. Beim Turm (Abb. 10) stehen wir still und werfen einen *Blick auf die alte Stadt* mit ihren hübschen Giebel-dächern, bei denen die Firstbalken unter der Last der Jahre lustig gebogen wurden. Bei gutem Wetter sieht man über dem See *einen Kranz der Alpen vom Albis bis zum Säntis*. Im Wäggital ist *das Vrenelsgärtli* an seinem viereckigen Schneefeld gut erkenntlich. Es erinnert uns an

die Sage vom Vrenelsgärtli.

Eine übermütige Jungfrau im Glarnerland hieß Verena. Sie meinte, sie könnte zuoberst auf dem mittleren Glärnisch einen Garten anlegen. Doch die Leute warnten sie davor. Sie rieten ihr: «Versuch den Herrgott nicht!» Doch die Jungfrau gab ihnen zur Antwort: «Zum Trotz gehe ich dort hinauf, sei es dem lieben Gott lieb oder leid.» Dann nahm das baumstarke Mädchen ein Sennenkessi und hielt es über den Kopf, damit es nicht naß werde, wenn es gar schneien sollte. So stieg die Jungfer den Berg hinan. Als sie oben ankam,

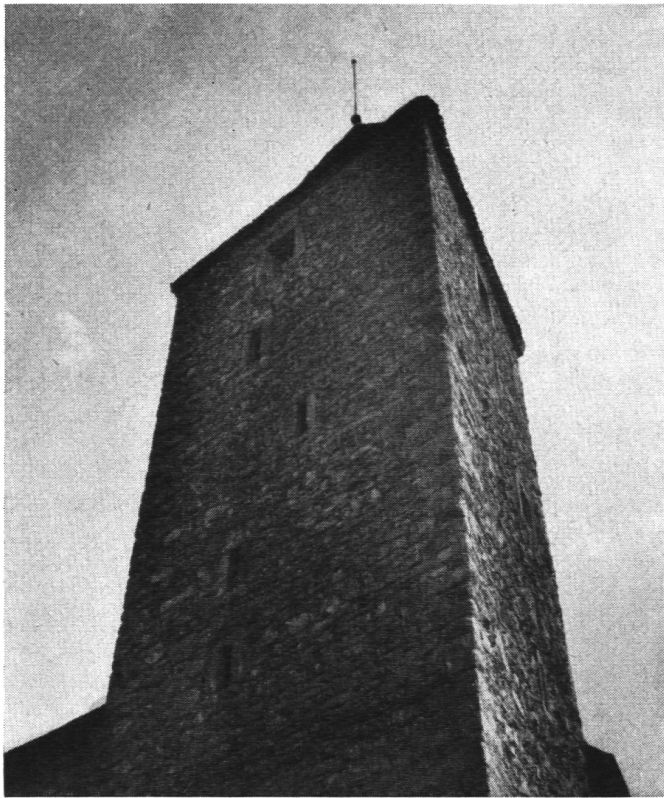


Abb. 10: Der Gugelerturm, der Burgfried des Schlosses, wo im obersten Stock der Hochwächter wohnte.

fielen die Schneeflocken so dicht, daß das Kessi schwer wurde und das Mädchen zu Boden drückte. Der Schnee deckte die Jungfrau vollständig zu. Unter dem viereckigen Schneefeld soll die Jungfrau begraben liegen bis zum Jüngsten Tage.

Der Hochwächter auf dem Turm

Richten wir den Blick aufs *Schloß*, fällt uns *der große Bergfried* (Abb. 10) auf. Hoch oben, gleich unter der Dachkante, war früher der Hochwächter zu Hause. Er hatte die Aufgabe, nach allfälligen Brandausbrüchen Ausschau zu halten. Sah er irgendwo ein verdächtiges Räuchlein, so blies er ins Horn und hängte auf der Seite, wo er den Brand wahrgenommen hatte, eine Fahne hinaus. Wer in der Stadt das Feuerhorn hörte, schaute zum Turm und sah dort die Richtung, in welcher ein Brand ausgebrochen war. Auch in der Nacht wachte dieser Mann auf dem Turm. Allstündlich machte er seinen Rundgang. Statt eine Fahne hängte er eine Laterne hinaus. Der letzte Hochwächter, der im Volksmund «Gügelifelix» hieß (güele = ins Horn blasen), wurde 1905 entlassen, weil das Telefon seinen Beruf überflüssig gemacht hat. Der

Turm heißt im Volksmund aber immer noch der «Gügeliturm».

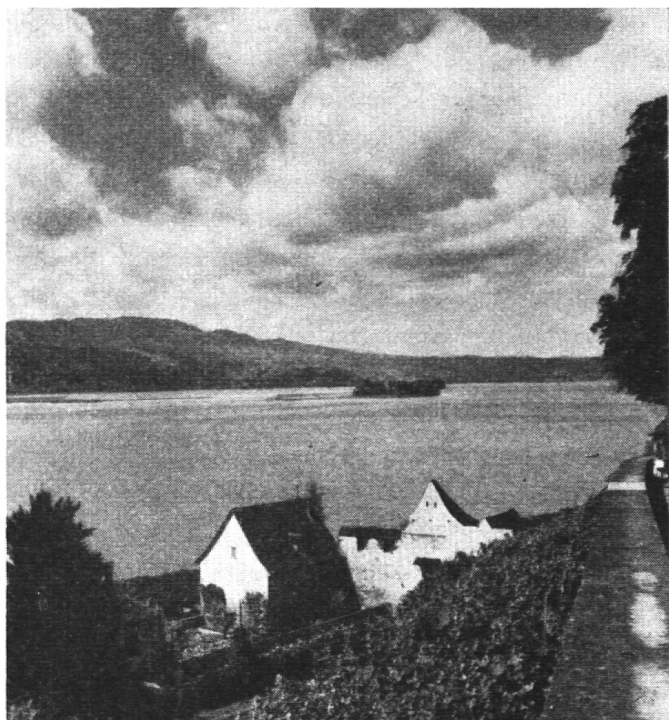
Die Burg Rapperswil

ist heute Sitz des *Internationalen Burgenmuseums* (Abb. 11). Der Innenhof kann frei besichtigt werden. Für den Besuch des Museums wird ein Eintritt von 30 Rp. pro Schüler erhoben. Der begleitende Lehrer ist frei. Der Besuch des Museums dürfte eine schwache Stunde beanspruchen. Für Schüler bietet es eine Fülle von Burgmodellen, Kriegszeug, Schlachtmodellen (Murten und Sempach, Sturm auf eine Burg usw.) und Ansichten von Burgen. Im östlichen Turm ist ein Verlies nachkonstruiert. Die Folterkammer ist eine Nachbildung.

Wer Schülern ab dem 11. Altersjahr das Museum zeigen will, mache das am besten so: Er stellt Gruppen von 4 bis 6 Schülern zusammen, die immer beisammen bleiben müssen. Da alles gut beschriftet

Abb. 11: Blick in einen Ausstellungsraum des Burgenmuseums. Im Hintergrund eine päpstliche Flagge.





Los, was ghört me lys, ganz lys,
Deet im Roosestedtli ?
's Kapiziner glöggli!
Wien es Chindestimmlt tönts
Ime tunkle Eggli.
Wien en alts Gibätli,
Wo de Wind in Himmel treit
Und em Härgott z'Füesse leit.

Im See liegen die beiden Inseln. Die nähere ist die Lützelau (lützel = klein, au = Wiese), die hintere mit der Kirche ist die Dichterinsel Ufenau. Der Hügelzug am Horizont ist die Albiskette. Auf der Aussichtsterrasse ist es beim Sonnenuntergang am schönsten. Rudolf Hägni hat die Stimmung in seinem Gedicht «Am Zürisee am en Obig» eingefangen:

D'Ufenau lyt scho im Schatte,
Es dunklet wyt und breit,
D'Sunn hät si hinderem Albis
Ganz lyslig zruebe gleit.

E Glogg tönt no vo wytem,
Die letscht am Ufer no,
De Herrgott hät scho d'Feischter
I d'Ewigkeit ufto.

Es Windli chunt vom Wasser,
En Sägel fahrt verby,
Es chönt mit wyße Flügle
De Fride sälber sy.

Abb. 12: Blick über den Schloßberg, wo ein würziger Wein gedeiht, auf den unteren Zürichsee mit den Inseln. Im Vordergrund das Kapuzinerkloster aus dem Jahre 1607.

ist und einzelne Modelle zu klein sind, um sie mit einer ganzen Klasse gemeinsam zu besichtigen, werden die Schüler in Gruppen am meisten profitieren. Der Rundgang ist gut markiert. Ein Schüler pro Gruppe hat eine Uhr bei sich. Auf die abgemachte Zeit sind alle Gruppen geschlossen wieder im Hof. Man vergesse nicht zu sagen, daß man unbedingt den Wehrgang betreten soll und zum obersten Zimmer des Gügeliturnes aufsteigen soll; die Aussicht ist wunderbar. Dieser Museumsbesuch in Gruppen hat zudem den Vorteil, daß der Lehrer keinen Vortrag halten muß und lediglich überwachende Funktion hat.

Es empfiehlt sich, vom Hofeingang noch weiter westwärts unter den Linden zu wandern. Rechts ist der *Hirshpark*, wo zum Andenken an die Sage der Stadtgründung ständig Hirsche gehalten werden. Links sieht man herrlich in den Rebberg, wo ein kräftiger Wein, der «Schloßberger», gedeiht (Abb. 12). Man gehe unter den Linden bis zum westlichsten Punkte, wo sich eine *Aussichtsterrasse* befindet (Abb. 13). Zu Füßen liegt das 1607 gegründete *Kapuzinerkloster* mit dem reizenden Türmchen. Der Stäfner Lehrerdichter Rudolf Hägni hat über das Glöcklein ein hübsches Gedicht geschrieben:

Zum Schluß unseres Ganges durch die Stadt noch ein kurzes Wort zum *Geiste des Rapperswilers*. Heinrich Federer hat einmal geschrieben: «Ich möchte noch das köstliche Grenzstädtchen Rapperswil grüßen, das zwischen dem oberen und dem unteren Zürichsee eine Brücke schlug und trotz mittelalterlichen Mienen ein so junges, knabenhaftes Lächeln zeigt. Wenn im Werdenberg der St.-Galler schon ein bißchen Bündnerwucht, im Gasterland schon ein Gemisch von Glarner Zieger und Schwyzer Most bekundet, so ist der Rapperswiler bereits ein halber Zürcher in Sprache und Geist.» Besser könnte man es gar nicht sagen. Wohl gehört der Rapperswiler zum Kanton St. Gallen – böse Zungen behaupten gar, er gehöre nur steuertechnisch dazu –, doch ist er der Zürcher Landschaft und Kultur mehr verbunden. In den Briefkästen stecken die Zürcher Zeitungen, und gar oft wird auf den Briefadressen Rapperswil zu Zürich geschlagen. Die Lage auf der «Aussichtsterrasse ins

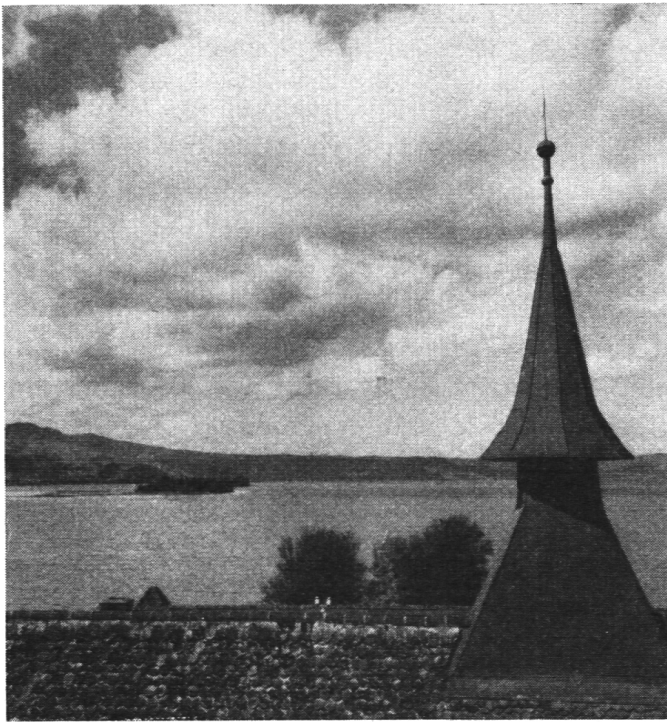


Abb. 13: Ausblick vom westlichsten Punkte des Burg-
hügels, wo sich eine Aussichtsterrasse befindet. Die nähere
Insel ist die Lützelau, die entferntere die Ufenau. Zu Füßen
das Kloster der Brüder des heiligen Franz von Assisi.

Grenzen spielen bei ihm nicht die Rolle von
Schranken!

Noch eines muß gefragt sein:

Warum nennt sich Rapperswil die Rosenstadt?

Das verhält sich so: Rosen, drei an der Zahl, zier-
ten den Wappenschild der Rapperswiler Grafen.
Rosen leuchteten von den Panieren der Edlen von
Rapperswil auf den ritterlichen Turnieren, die ver-
mutlich dort abgehalten wurden, wo heute die
Hirsche äsen. Rosen wurden in die Siegel einge-
stochen, um dem versprochenen Wort Geltung
und Dauer zu geben. Noch heute stehen zwei Ro-
sen im Stadtwappen. Auf Grund des Wappens
also heißt Rapperswil «die Rosenstadt», und nicht
wegen der Rosen, die wahrlich nicht zahlreicher
als an anderen Orten gezüchtet werden.

Den Abstieg zum See nehmen wir entweder über die
Stiege zum Kloster, wo wir beim Curtihaus den
Dampfschiffsteg erreichen, oder wir steigen auf
der nördlichen Seite ab und spazieren bei der Bad-
anstalt westlich um den «Kapuzinerzipfel» nach
dem Quai.

Zürcherbiet» hat es mit sich gebracht, daß der
Rapperswiler eine gewisse Großzügigkeit besitzt;

Literatur: Eugen Halter, Rapperswil, Nr. 63 der Heimat-
bücher aus dem Verlag Paul Haupt, Bern. (Sehr gutes Bild-

MEDIO TUTISSIMUS IBIS



Hoc decus, hic Splendor, hæc est tutissima Virtus, Marte foris prudens vivere, pace domi .

*Dies ist ein zierd vnd Tugent groß,
Auch Ehr, wenn man ohn vnder loß*

*Draussen im Krieg vorsichtig lebt,
Zu Hauß aber im Frieden schwebt .*

material zum Vorzeigen.) – Konrad Bächinger, Rapperswiler Heimatkunde, 2. Aufl. Verlag Gasser & Co. (Zum Vorlesen geeignet.)

Die Aufnahme Nr. 6 machte Photograph H. U. Blöchliger, Uznach. Das Cliché Nr. 11 stellte uns in freundlicher Weise Direktor Dr. Koller vom Burgenforschungsinstitut zur Verfügung. Die andern Aufnahmen stammen vom Verfasser.

Eine Fahrt zur Ufenau

Konrad Bächinger, Rapperswil

Es ist recht schwer zu sagen, wann es am schönsten ist auf der Ufenau. Zu allen Jahreszeiten spürt der Besucher den besonderen Reiz. Ein trostvolles Hoffen auf die Kraft des Lebendigen ist der Frühling, wenn die Bäume schlagen und die Zugvögel zurückgekehrt sind. Im Sommer, wenn die Platanen bei der Wirtschaft ihre dichten Dächer aufgespannt haben, läßt sich froh beim Glase Leutschner sitzen. Besondere Farbspiele gibt es im Herbst, wenn die glühenden Buchen eine lustige Farbpalette auf den septemberblauen See zaubern. Wird aber nicht der Spätherbst mit den feinen Nebelschleiern weg vom Lärm des Sommertrubels dem historischen Grund der Insel am gerechtesten? Ist die Ufenau nicht erst dann wirklich stilles Eiland, das den Dichter wie den Musiker immer angezogen hat. Und der Winter hüllt schließlich diesen Fleck Erde im Wasser mit kaltem Weiß ein und bindet ihn oft mit hartem Eise ans Land.

Die Fahrt zur Insel

Wer mit seiner Schulkasse weg vom Getriebe des Städtchens gehen will, der fahre hinüber zur Ufenau. Mit dem Dampfschiff oder mit einem Motorboot ab Hafen Rapperswil erreicht er diese Insel in zehn Minuten herrlicher Fahrt. (Für Schüler ist die Dampfschiffahrt billiger; das private Unternehmen Oswald, Bootsvermietung, bietet den

Vorteil, daß man Hin- und Rückfahrt beliebig ansetzen kann.)

Geschichte

Als «Hupinauia» wurde die Ufenau 741 in der berühmten Schenkungsurkunde der Frau Beata erwähnt. Die stille Insel gehörte dem Kloster Säkingen. Huppan verwaltete das Land im Namen des Klosters. Im 10. Jahrhundert kam die Ufenau als Schenkung Kaiser Ottos I. an das Kloster Einsiedeln, dem sie heute noch gehört. Als nach der Legende Adalrich und Reginlinde auf der Ufenau eine Kapelle bauten, gehörten Hombrechtikon, Feldbach, Schirmensee, Uerikon, Freienbach, Feusisberg und halb Wollerau zur neuen Kirchgemeinde. Es muß ein schönes Bild gewesen sein, wenn die Leute mit ihren Schiffen und Barken von allen Seiten der Insel zuruderten, um den Gottesdienst zu besuchen. Die Sage überliefert, daß die Bewohner des Landes Glarus verpflichtet gewesen seien, zu gewissen Zeiten die Kirche der Ufenau zu besuchen oder sich ihr soweit zu nähern, daß sie angesichts derselben ihre Gebete verrichten konnten. Da der Weg zur Ufenauer Kirche für die Seegemeinden recht beschwerlich war, entstanden am Ufersaum eigene Kirchen. Einmal ging ein Schiff mit fünfzig Menschen unter, als man zum Gottesdienst fuhr. Um die Ufenau wurde es stiller und stiller. Im Jahre 1670 ging die Pfarrei endgültig ein. Heute wird nur noch selten Gottesdienst gehalten. Die Leute von Freienbach fahren alljährlich am Peter- und Pauls-Tag nach der Insel, um ihrer alten Zugehörigkeit zu gedenken.

Das Gästebuch der Insel

Die Stille der Ufenau zog immer Leute in ihren Bann, die Ruhe und Einsamkeit suchten.

Im August des Jahres 1523 steuerte eine Barke der Insel zu, aus welcher ein sterbenskranker Mann stieg: Es war *Ulrich von Hutten*, der Dichter und heftige Verteidiger der Reformation. Eine Badekur in Pfäfers blieb erfolglos. Sein Freund Klarer, der Pfarrer und Naturarzt von Freienbach, pflegte den unheilbaren Mann bis zum Tode am 29. August 1523. Der Kämpfer hinterließ als Erbe nur «eine Feder und ein Bündel Briefe».

Rund dreihundert Jahre später weilte *Conrad Ferdinand Meyer* auf der Ufenau. Ihn hatte die kämpferische Gestalt Huttens gepackt. Ihm zum Geden-